

Prof. Dr. Alfred Toth

Vorüberlegungen zu einer mehrsortigen Semiotik

1. Die klassische Peircesche Semiotik basiert auf der triadischen Zeichenrelation

$$\text{ZR} = (\text{M}, \text{O}, \text{I}),$$

deren Relatum M dem „Namen“ a, deren Relatum O dem „Ding“ x und deren Relatum I dem „Gehalt“ oder „Gemeinten“ g in der folgenden logischen Zeichendefinition Mennes (1992, S. 55) korrespondiert:

$$\text{B}(a, \text{I}, g, x).$$

Wie man aber sogleich erkennt, hat ZR keine Entsprechung für die „Sprache“ I. Das bedeutet nun, dass ein Zeichen M in ZR nicht hinsichtlich seines Repertoires als gültig oder ungültig entscheidbar ist. Präziser gesagt: In einer Semiotik, die zwar Namen aus einem Repertoire {M} selektiert, dieses Repertoire aber nicht selber besitzt, kann ein Name nicht ein Modell dieser Semiotik sein. Z.B. sind „regnen“ und „to rain“ klarerweise Zeichen, denn sie erfüllen die ZR entsprechende ternäre Partialrelation $\text{B}^*(a, g, x)$ der quaternären Vollrelation B. Aber „regnen“ ist ein Zeichen nur im Deutschen, d.h. in einem Repertoire $\{M_1\}$ während „to rain“ nur ein Zeichen im Englischen, d.h. in einem Repertoire $\{M_2\}$ ist. Kurz und klein: Die klassische Semiotik ist defektiv, solange nicht mindestens 1 Repertoire, nämlich dasjenige, aus dem die M's selektiert wurden, eingeführt wird.

2. Betrachten wir als nächstes die folgenden Wörter, die ich bereits in Toth (1997, S. 98) aus verschiedenen Quellen zusammengetragen hatte: Wanderstaude, Zeitgehöft, Regenfeime, Denkkiemen, Ewigkeitsklirren, Amentreppe, Schlafausscheidung, Sprachschatten, Lippenpflocke, Gletschergeschrei, Totenseilschaft, Resthimmel, Uhrengesicht, Mutterstummel, Wurzelgeträum, Hellschüsse, Hörrindenhymnus, Kometenschonung. Solche Wortkompositionen gelten als ungrammatisch, d.h. semiotisch gesprochen: nicht als Zeichen, nicht deshalb, weil ein „normales“ Lexikon, d.h. ein Repertoire {M}, sie nicht aufführt, sondern weil diese Wörter Dinge bezeichnen, die es mindestens in unserer Welt nicht gibt. Viele von ihnen sind im Gegensatz zu anderen Wörtern, die ebenfalls auf nicht-existente Dinge referieren wie Drache, Meer-

jungfrau oder Centaur nicht einmal vorstellbar, d.h. sie bezeichnen Objekte, die es entweder in dieser unserer Welt nicht gibt oder bei denen es sogar fraglich ist, ob es sie in irgendeiner Welt geben und ob sie daher nicht das sind, was Menne (1992, S. 40 ff.) „Psycheme“, also reine Gedankenzeichen, nennt.

2.1. Zu den Objekten, die an sich existieren könnten, die aber eine andere Ontologie voraussetzen als die unsere, gehören u.a.: Drache (zusammengesetzt aus mehreren real existierenden Tierarten), Nixe (Kombination von Frau und Fisch), Kentaur (Pferd-Mensch-Hybrid), Vampir (Kombination von Mensch und Fledermaus bzw. umgekehrt), Wanderstaude (Kombination von Pflanze und Tier/Mensch).

Hier wird also ein Zeichenmodell vorausgesetzt, das über mehr als eine Sorte von Objektbereich verfügt, denn in ZR steht O stillschweigend für unsere Ontologie, d.h. von Begegnbare und Erfahrbare. Wir müssten also statt O ausgehen von $\{O_1\}$ $\{O_2\}$, $\{O_3\}$, ..., $\{O_n\}$.

2.2. Zu den Objekten, die ein anderes Bewusstsein als das unsere bzw. als dasjenige, worüber wir verfügen können, voraussetzen, gehören u.a.: Gletschergeschrei, Uhrengesicht (sofern man die nicht als Metaphern deutet), Wanderstaude, Zeitgehöft, Regenfeime, Denkkiemen, Ewigkeitsklirren, Amentreppe, Schlafausscheidung, Sprachschatten, Lippenpflocke, Totenseilschaft, Resthimmel, Mutterstummel, Wurzelgeträum, Hellschüsse, Hörrindenhymnus, Kometenschonung. Hierher gehört wohl auch „Gott“, denn in V Moses 5, 8 heisst es, man solle sich von ihm kein „Bildnis“ machen, nämlich deswegen, weil von Objekten, deren Perzeption ein nicht-menschliches Bewusstsein verlangt wird, per definitionem kein Bild gemacht werden kann.

Hier wird nun ein Zeichenmodell vorausgesetzt, das über mehr als eine Sorte von Interpretantenbereich verfügt, denn in ZR steht I wiederum stillschweigend für das menschliche Bewusstsein. Statt von I müssten wir hier also ausgehen von $\{I_1\}$ $\{I_2\}$, $\{I_3\}$, ..., $\{I_n\}$.

3. Damit sieht das minimale Modell einer mehrsortigen Semiotik also wie folgt aus

$$ZR^* = (\{M_n\}, \{O_n\}, \{I_n\}, M, O, I),$$

bzw. wenn man, wie in der Logik, von der wir ausgegangen sind, üblich, eigene Symbole für die Repertoires verwendet:

$$ZR^* = (\mathcal{L}, \Omega, \mathfrak{I}, M, O, I)$$

Diese n-sortige Semiotik besitzt also n Repertoires bzw. Sprachen, n Ontologien und n Bewusstseine. Man kann aber noch einige bedeutende Schritte weiter gehen, wir tun dies an dieser Stelle jedoch nur provisorisch, weil noch zu viele Unklarheiten bestehen.

3.1. Wenn $\mathcal{L} = \{M_n\}$, so ist \mathcal{L} natürlich nicht nur ein Lexikon, wie im Falle sprachlicher Zeichen, sondern im Grunde jedes tatsächlich, d.h. real und substantiell existieren Repertoire, also z.B. auch der Felsen, aus dem jemand eine Steinskulptur herausmeißelt oder jenes Steinchen, von dem Dr. Fabian Wildenauer an einem Verbindungsstamm einst behauptete, ich hätte die Rocky Mountains um meinen Hals gehängt [Anm. für Philister: Amerikanische Bolo-Ties gelten als un-commentmässig in Studentenverbindungen]. Damit gilt aber:

$$\mathcal{L} = \{m\}.$$

3.2. Jede Ontologie ist primär der Raum der realen, substantiellen, von uns wahrnehmbaren Objekte. Nun stammt aber auch das Stück Materie, das ich als Zeichenträger (vielleicht für die Rocky Mountains) mir um den Hals hänge, aus einer dieser realen Ontologien, d.h. es gilt

$$m \subset \Omega,$$

damit muss aber auch

$$\mathcal{L} \subset \{m\} \subset \{\Omega\}$$

gelten, denn ein Lexikon ist ja einer unter mehreren Zeichenträgern, und diese Zeichenträger sind ein Teil einer unter mehreren Ontologien.

3.3. Nun hatten wir schon oben, d.h. in 2.1. und 2.2., auf den Unterschied von „unmöglichen“ Objekten hingewiesen, dass es nämlich solche gibt, die in einer anderen „Welt“, d.h. in einer anderen Ontologie, existieren könnten, während es solche gibt, die im Prinzip nur als „Psycheme“ „evidieren“ können. Damit besteht also a priori ein inniger Zusammenhang zwischen Ontologien und Bewusstseinen, ohne dass man allerdings angeben könnte, ob die Ontologien ein Teil der Bewusstseine sind oder umgekehrt. Am besten erscheint es mir deshalb, hier Mennes „Überschneidungsrelation“ (1992, S. 92) zu benutzen:

$\{\Omega\} \S \{\mathfrak{J}\}$.

3.4. Vielleicht aber sind wir noch nicht ganz am Ende unserer Reise ins Licht gelangt: Wenn $\{\mathfrak{J}\}$ die Menge aller Bewusstseine ist, die also Objekte aus $\{\Omega\}$ nicht nur wahrnehmen, sondern sie sogar produzieren können (nämlich projektiv, als „Psycheme“), dann folgt, dass natürlich auch $\{\mathfrak{J}\}$ Teil des hier als all-umfassend gedachten Bewusstseins ist, das Zeichen überhaupt setzen oder interpretieren kann, d.h. $\{\mathcal{J}\}$:

$\{\mathfrak{J}\} \subset \{\mathcal{J}\}$,

gelte nämlich diese Inklusion nicht, dann würde nämlich im Widerspruch zur Annahme folgen, dass es mindestens ein Bewusstsein \mathfrak{J} gibt, das nicht Teil des umfassenden Zeichenbewusstseins $\{\mathcal{J}\}$ ist, und dies würde heissen, dass es in letzter Instanz Zeichen gibt, die unabhängig von jeglichem Bewusstsein sind.

Wir erhalten damit zusammenfassend die folgende relationale Definition eines mehrsortigen Zeichens:

$ZR^* = (\mathcal{L} \subset \{\mathcal{M}\} \subset (\{\Omega\} \S \{\mathfrak{J}\} \subset \{\mathcal{J}\}), M, O, I)$,

Eine Semiotik ist demnach ein 6-Tupel der Form

$\Sigma = \langle \mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}, M, O, I \rangle$,

und damit kann man natürlich abkürzend schreiben

$ZR^* \subset \Sigma$.

Da man eine sehr grosse Zahl von Partialrelationen über ZR^* erstellen kann und man ferner ebenfalls zahlreiche interessante Partialrelationen aus Σ konstruieren kann, erhält man einen Einblick in die grosse Kapazität mehrsortiger Semiotiken.

Bibliographie

Menne, Albert, Einführung in die Methodologie. 3. Aufl. Darmstadt 1992

Toth, Alfred, Entwurf einer Semiotisch-Relationalen Grammatik. Tübingen 1997

16.9.2009